



Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt werden.

Nr. 28.

Sonntagsbeilage zur Sächsischen Dorfzeitung.

13. Juli 1901.

Die Wildkake.

Roman von Alfred Hedenstjerna. Deutsch von C. Vilmar.

(Fortsetzung)

Robert, Robert! Komm' doch bloß einmal her, ich muß Dir etwas zeigen. Das ist das brutalste Geschreibsel, das mir je zu Gesicht gekommen!" rief die Baroneß hochentriistet, als sie die Epistel der Institutsvorsteherin mit Ueberwindung bis zu Ende gelesen.

Ihr Gemahl Robert kam, sah und machte ein sehr bedenkliches Gesicht.

"Mir scheint, daß sie dort absolut kein Verständniß für unsere liebe Snöfrid haben."

"Natürlich! Ihr geistvolles Köpfchen hat den Hühnerschädeln bange gemacht. Diese Vorsteherin, diese Ingeborg Strandell,

gackert genau wie eine Henne, sobald das junge Entlein, das sie ausgebrütet, schwimmen will. Sie sollte sich schämen!"

"Ja, ich finde es auch sehr sonderbar."

"Sonderbar! Weißt Du, was ich sonderbar finden würde? Wenn Du nicht schleunigst an Deinen Vetter Eberhard, den Vorsitzenden der ersten Kammer, schreiben und ihn ersuchen würdest, die staatlichen Unterstützungsfonds für die sogenannten 'höheren Mädchenschulen' zu streichen. Nun hörst Du ja, daß sie dort nichts als bornirte Schafe haben wollen, und für die genügen die Idiotenstifte."

"Hm!"

"Und obenein hat mein armer Liebling nun noch das Bein



Kleine Zuschauer. Von M. Seymour-Lucas.
Copyright 1897 by Franz Hanfstaengl.

verstaucht oder vielleicht gar gebrochen! . . . Aber es ist wahrhaftig, als ob Dich das alles gar nichts angeht. Hörst Du nicht, was ich sage, Robert? . . . Wie nun — o lieber, bester Mann, Thränen in Deinen Augen? Gott segne Dich, mein Schatz! Dein Herz klopft also doch noch warm für das liebe Kind.“

„Morgen — und keinen Tag später — muß sie nach Hause, Evelyn. Wir wollen ihr, so gut es geht, ein Lager im Wagen herrichten. Ich selbst werde sie abholen.“

„Nein, das thue ich, Robert.“

„Dann wollen wir zusammen fahren, Evelyn.“

Wie man sieht, hatte Snöfrid die neun Jahre, die sie auf Lindesnäs verlebt hatte, wohl zu nützen gewußt. Als eine Art Spielzeug dorthin gekommen, hatte sie Zoll für Zoll Boden im Hause und im Herzen ihrer Gönner gewonnen, bis sie sich den Platz einer Tochter erobert hatte. Seit ihrem vierten Jahr war es niemand mehr eingefallen, das zukünftige Kammermädchen schließlich auf das Territorium der Dienerschaft, auf Wägen- und Wäschezimmer, beschränken zu wollen. Wortlos hatte man diesen Plan fallen lassen. Dennoch war Snöfrid von ihren Pflegeeltern nicht adoptirt worden. Sie hieß Snöfrid Skog*), „denn aus dem Busch habe ich sie mir geholt,“ erklärte die Baroneß.

Man hatte es Snöfrid nicht verhehlt, daß sie ein Findelkind war, doch besser als sie hätte es kein eigenes Kind haben können. Ueberdies war sie noch zu jung, um über die Tragweite dieses Wortes nachzudenken, und so genoß sie in vollen Zügen das herrliche Leben auf Lindesnäs.

„Wir müßten auch testamentarisch für die Kleine sorgen,“ bemerkte Baron Robert eines Tages. „Wenn wir sterben, hat sie nichts.“

„Brrr, Robert, ein Testament! Das ist ja, als wollte man seinem eigenen Begräbniß beiwohnen.“

„Ja, aber beste Evelyn . . .“

„Es ist gruselig, Robert. Wenn ich daran denke, überläuft mich eine Gänsehaut. Lieber eine Leibrente, in deren Genuß sie mit ihrem einundzwanzigsten Jahre treten kann. Und gib auch ein Sümmchen für sie auf die Sparkasse, wovon sie eventuell bis zu Beginn der Rente leben kann. Unter ein Testament setze ich meine Hand nie und nimmer, das sage ich Dir im voraus.“

Und dabei blieb es.

Voll ernster Besorgniß und düsterer Ahnungen fuhr das Svärtsfält'sche Ehepaar Tags darauf nach Mälköping. Sie fürchteten das Aergste für ihren Liebling und redeten während des ganzen Weges darüber.

„Bei der Rückfahrt setze ich mich zu Kron auf den Bock, damit Du das arme Kind bequemer betten kannst,“ sagte der Baron.

„Ach, wenn sie nur nicht zeitlebens lahm bleibt!“

„Hoffen wir das Beste, liebe Frau.“

Mittlerweile waren die zwei Wegstunden zurückgelegt und die Equipage lenkte auf den von hohen Kastanien bestandenen Vorplatz des Institutes.

Plötzlich fiel aus einem dieser Bäume eine dunkle Masse herab, unmittelbar neben eines der erschreckt sich bäumenden Pferde, die so ängstlich zur Seite sprangen, daß Kron sie nicht mehr zu halten vermochte, und als es ihm endlich gelungen sie zu bändigen, war die Pumpe nur noch eine Ruine, der Laubenschlag umgerissen, der Wagen selbst tüchtig beschädigt und die sonst so beherzte Baroneß eine Beute nervöser Aufregung.

Neben dem Fuhrwerk aber stand eine kleine Gestalt in zer-rissenem Wintermantel und schaute mit großen dunklen Augen auf das Bild der Vernichtung um sie her.

Doch plötzlich sprang sie in den Wagen, schlang die Arme um den Hals der Baroneß und drückte ihre warmen rothen Rippen auf die schreckensbleichen Wangen der Dame.

„Nicht böse sein auf Snöfrid!“ flüsterte sie. „Ich war bloß ein bißchen auf die Kastanien geklettert, um zu probiren, ob meinem Bein auch zu trauen ist. Und da bekam ich Kron und die Pferde und Sie zu sehen, und da war ich so toll vor Freude, daß ich den Ast losließ und — hums — nach unten plumpste.“

*) Busch.

In diesem Frühjahr sind es just siebzehn Jahre, seit Snöfrid Skog das Institut des Fräulein Strandell verlassen. Letztere ist todt, doch das Institut existirt noch. Snöfrids Mitschülerinnen beginnen bereits ihre Töchter hinzusenden. Eine der damaligen Lehrerinnen, die dort noch heutigen Tages ihres Amtes waltet, erzählt ihren Kolleginnen mitunter von der kleinen ‚Bildkaze‘ die weder faul noch ungezogen, weder bössartig noch dumm gewesen, und trotzdem aus der Schule verbannt werden mußte, weil sie auf ihre Gefährtinnen einen demoralisirenden Einfluß übte.

Im Hinblick darauf, daß nur noch drei Monate bis zum Beginn der großen Ferien fehlten, war das Svärtsfält'sche Ehepaar nach seiner Heimkehr der Meinung, daß es für so kurze Zeit nicht lohne, sich das zweifelhafte Vergnügen eines Anhängels in Gestalt einer Gouvernante aufzubürden.

„Du hast nun Zeit, Dich gründlich auszuruhen, liebes Kind,“ sagte die Baroneß.

„Und Deinen Körper zu kräftigen, damit Du groß und stark wirst,“ fügte ihr Gatte hinzu.

„O Dank, tausend Dank, liebster Herr Baron und einzige Frau Baroneß!“ jubelte Snöfrid, während sie ihrer Freude durch eine Umarmung Ausdruck verlieh, bei welcher Frau Evelyns Frisur und Toilette sehr schlecht davonkamen.

Es war ein eigenartiger Zug der beiden Gatten, daß sie sich von Snöfrid, ihrem verwöhnten, verzärtelten Liebling, nie anders als Baron und Baroneß nennen ließen. Ein vertraulicherer Name war dem Kinde nicht gestattet; in diesem Punkte stand sie mit der ganzen Dienerschaft auf gleicher Stufe. Es war ein letztes Aufklackern ihres Adelsstolzes dem Zigeunerkinde gegenüber, ein Zugeständniß an ihre vornehme Geburt, wodurch sie den ihnen mitunter aufsteigenden Zweifel, ob sie die kleine Bildkaze nicht allzu sehr verwöhnten, zum Schweigen zu bringen suchten.

Ein kindlicher Selbstbetrug! Snöfrids „Mei — ne — aller — liebste — Baroneß!“ mit all' ihren flehenden, schmeichelnden, kosenden und jubelnden Nuancen klang viel herziger und überzeugender als das „Papa“ und „Mama“ oder das „Onkel“ und „Tante“ eines Duzend gewöhnlicher kleiner Mädchen.

Selten dürfte der wohlgemeinte Rath eines liebenden Eltern-paares sorglicher befolgt worden sein, als die Snöfrid erteilte Weisung, sich gründlich auszuruhen. Während des ganzen Frühjahrs sah sie kein Buch an, und bis weit in den Sommer hinein hatte das Kammermädchen kaum etwas anderes zu thun, als mit einem Boot auf dem See umherzurudern und aufzupassen, daß Snöfrid bei ihren ausgedehnten Schwimmpartien nicht ertrauf, oder diese auf ihren Segelfahrten und zum Fischfang zu begleiten.

Doch hierbei ward die Kammerjungfer oft durch den jetzt zwanzigjährigen Sohn des Hauses vertreten. Gustav Adolf sollte noch ein paar Jahre auf der Universität bleiben, um — falls er Lust dazu hatte — sein Examen in der Rechtsgelehrtheit zu machen. „Etwas juristische Kenntniß kann niemand schaden,“ meinte der Baron, „namentlich einem Grundbesitzer nicht, der wie Gustav Adolf mit der Absicht umgeht, sich in seinen Mußestunden dem Gemeinwesen zu widmen.“

Gustav Adolf hatte sich zu einem stillen, beschaulichen Charakter entwickelt; er dachte langsam und sprach wenig; dessenungeachtet hatte er die kleine Bildkaze mit ihrer anregenden Lebendigkeit sehr gern.

Er hatte als Knabe einen Pony erhalten, dem er mittlerweile entwachsen war; das wurde nun Snöfrids Eigenthum. Doch die vielen Stunden, die das Thier jetzt täglich laufen mußte, und die Schnelligkeit, die Snöfrid von ihm heischte, hätten schwerlich die Billigung eines Thierschutzvereins gefunden.

Als der Herbst nahte, erschien Fräulein Svensson, Snöfrids künftige Gouvernante, auf Lindesnäs. Lehrerin und Schülerin maßen einander bei ihrem ersten Begegnen mit langem, prüfendem Blick. Die fast zwölfjährige Snöfrid erschien klein und zart wie eine Neunjährige. Sie hatte zierliche, geschmeidige Bewegungen, starke Muskelkraft und ein kleines braunes Gesichtchen, das — wenn es zufällig einmal so lange ruhig blieb, um ein Urtheil zu gestatten und ihr in die großen leuchtenden Augen zu sehen —

einen so verständigen, klugen Eindruck machte wie das einer Fünfzehnjährigen.

Fräulein Svensson wurde bei dieser Musterung ein wenig unruhig, doch Snöfrid schien zufrieden. Die gutmüthigen blauen Augen in dem dicken, rothen, ziemlich unbedeutenden Gesicht der etwa dreißigjährigen Gouvernante verhalfen ihr zu der beruhigenden Ueberzeugung, „daß es ganz gut gehen würde“.

Und es ging vortrefflich — zwei ganze Jahre lang. Snöfrid war sehr eingenommen von ihrer Lehrerin und diese beklagte sich niemals über ihren Zögling. Eine angenehme Vertraulichkeit herrschte zwischen beiden und die Lehrstunden verliefen zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Begreiflicherweise wurde manch' scharfe Bemerkung über Fräulein Strandell und deren Stab laut; natürlich hatte man dort nicht verstanden, den richtigen Ton bei dem Kinde anzuschlagen; denn nun ging alles nach Wunsch und das Verhältnis zwischen Lehrerin und Schülerin war und blieb ein rührend freundliches.

In ihren Freistunden wild und ungefüßig, den Kopf voll allerhand thörichter, halbschender Pläne, schien Snöfrid sich während der Lehrstunden musterhaft zu verhalten; wenigstens erklärte Fräulein Svensson unverändert, daß sie gut aufmerke und sehr nette Fortschritte mache. Und die kleine, mit Elektrizität gefüllte, übermüthige, ausgelassen lustige Wildkage versicherte, daß sie die Trennung von ihrer geliebten Gouvernante nicht überleben würde.

Die Baroneß hatte sich schon wiederholt vorgenommen, gelegentlich einmal einer Lehrstunde beizuwohnen. Dieses Vorhaben gelangte indeß nie zur Ausführung. Auch Gustav Adolf hätte gern einmal gewußt, welche Unterrichtsmethode Fräulein Svensson verfolgte; doch traf es sich fast stets, daß seine und Snöfrids Ferien zusammenfielen.

Den Baron amüßte es mitunter, Snöfrids französische Kenntnisse zu prüfen, und als er eines Tages nicht umhin konnte, sein Befremden darüber zu äußern, daß Snöfrid die einfachsten Sätze nur mit großer Mühe in französischer Sprache wiederzugeben vermochte, fragte die Gouvernante, ob der Herr Baron nicht auch der Meinung sei, daß man Snöfrids kleines, doch bereits so lebendiges Köpfchen nicht mit allzu viel fremdsprachlichen Regeln und geistigem Ballast überladen dürfe?

Ja, das fand der Baron auch, darin mußte er ihr Recht geben.

Zu Ende des Winters theilte Fräulein Svensson der Baroneß mit, daß sie nach zwei Monaten ihre Stellung aufgeben müsse, da sie sich mit dem Stationsinspektor in Skane zu vermählen gedenke.

Snöfrid war grenzenlos betrübt und selbst die Baroneß war dem Weinen nahe — aber dagegen ließ sich ja leider nichts machen.

Auf Veranlassung des jungen Barons wurde beschlossen, Fräulein Svenssons Nachfolgerin noch vor deren Abreise antreten zu lassen, um die „Neue“ durch eine Examinirung Snöfrids hinsichtlich des den Kopf ihres Zöglings füllenden Inventars von Kenntnissen und Wissenschaften au fait zu setzen. Und diese Idee ward auch von Fräulein Svensson sehr vernünftig befunden.

Doch kurz vor der Ankunft ihrer Nachfolgerin wurde Fräulein Svensson so „gefährlich krank“, daß sie schleunigst heimreisen mußte und nicht mehr wiederkehrte.

Nun langte Fräulein Legnèr auf Lindesnäs an, eine Dame von ruhigem, doch sehr bestimmtem Auftreten, mit glattgeschneitem aschblondem Haar, einer Brille und den brillantesten Zeugnissen.

Auf Snöfrid machte sie einen sehr unangenehmen Eindruck. Sie lief in ihr Schlafzimmer und weinte fast eine Stunde vor dem Portrait ihrer unvergeßlichen Olga Svensson, während Baron Robert und Baroneß Evelyn Fräulein Legnèr für eine „sehr nette Dame“ erklärten.

Am nächsten Morgen kurz nach dem Frühstück richtete die neue Gouvernante sich zu voller Höhe auf, räusperte sich und sprach:

„Zu richtiger Beurtheilung der Resultate, die mit Gottes Hilfe mein Wirken in diesem Hause krönen werden, ist es unerläßlich, uns betreffs des derzeitigen Wissens der lieben Snöfrid eingehend zu informiren. Gott bewahre mich vor der Sünde,

mir eines Anderen Arbeit anzurechnen, doch ebenso möge er mich in seiner Gnade vor dem Unverstand behüten, meine und dieses Kindes Zeit unnütz zu vergeuden.“

Der Baron neigte stumm den Kopf, während seine Frau ihre Zustimmung zu erkennen gab.

„Sie gehört zu den Frommen — merkst Du wohl?“ fragte ersterer, als die Gatten wieder allein waren.

Snöfrid ergriff einen im Vestibule hängenden Mantel und verschwand für die nächsten vier Stunden. Sie lief nach einem Vorwerk des Barons, um sich das neugeborene Füllen anzusehen. Bei ihrer Heimkehr lag ein unangenehmer, eigensinniger Zug auf ihrem Gesicht und rothe Ringe umgaben ihre Augen.

Nach Tisch sollte das Examen beginnen. Es fiel nichts weniger als glänzend aus. Weder Napoleon, noch Bismarck, noch der Wiener Kongreß hatten so weitgehende Veränderungen der europäischen Landkarte zuwege gebracht, wie Snöfrid an diesem Nachmittage. Und als man zur Weltgeschichte überging, wurden verschiedene Helden und große Männer der Vergangenheit in Verhältnisse versetzt, von denen sie sich bei Lebzeiten nichts hätten träumen lassen.

Ueber Körperbau und Lebensweise des Stachelschweines wußte Snöfrid Verschiedenes zu berichten; doch der Thierwelt, die außerhalb des Reiches von Lindesnäs fleuchte und krenchte, schrieb sie so eigenartige Sitten und Gewohnheiten zu, daß Fräulein Legnèr erblickte und der Baron sich wiederholt die kalten Schweißtropfen von der Stirn trocknete.

Als die Tiefe von Snöfrids Kenntnissen ergründet worden, begann das Fräulein mit großer Würde:

„Es lag zwar keineswegs in meiner Absicht, den Unterricht eines Kindes zu übernehmen, das noch nicht weit über die Elementarkenntnisse hinaus ist; da der Herr mich indeß auf diesen Platz gestellt, werde ich — falls es den Wünschen des Herrn Barons und der Frau Baroneß entspricht — in aller Demuth die Sorge für dieses arme, traurig vernachlässigte Kind auf mich nehmen.“

Der Baron trocknete sich abermals die Stirn und sagte: „Ja, liebes Fräulein, wir bitten Sie dringend darum.“

Baroneß Evelyn schrieb einen zwölf Seiten langen Brief an die junge Frau des Stationsinspektors in Skane, doch bis heutigen Tages ist keine Antwort eingetroffen.

In Snöfrids Wesen und Benehmen lag eine seltsame Mischung von Beleidigtsein, Troß, Furcht und Haß. Während der Nachmittagsstunden des nächsten Tages wurde sie plötzlich von Schwindel befallen und ins Bett gesteckt, wo sie einer ergößlichen Geschichte lauschen durfte, welche die Baroneß ihr vorlas.

Drei Tage später riß sie das französische Lesebuch in Stücke, die sie Fräulein Legnèr mit der Aufforderung vor die Füße warf, sie zu schlagen, wenn sie es wage.

„Das würde ich sicher nicht unterlassen haben, wenn ich Dich bei Zeiten unter meine Leitung bekommen hätte, armes Kind. Nun bist Du zu alt dazu. Du gehst mit Sicherheit Deinem Verderben entgegen, gleichviel, welchen Weg man jetzt noch mit Dir einschlägt,“ erwiderte Fräulein Legnèr. Und sie erhob sich und begab sich hochentzündet in den Salon.

Am nächsten Tage verließ sie Lindesnäs, nachdem Snöfrid sie um Vergebung gebeten und der Baron ihr das Gehalt für das volle halbe Jahr ausgezahlt hatte.

Signe Borell war eine siebenundzwanzigjährige hübsche, kluge und sehr gewandte Brünette, die — als Stellvertreterin — ein halbes Jahr in einer Anstalt für verwahrloste Kinder und zwei Jahre als Erzieherin bei einer aus Jamaika eingewanderten Familie thätig gewesen, deren beide acht- und neunjährige Kinder bei ihrem Austritt noch nicht einmal das Alphabet gekannt. Sie balgten sich und kragten einander blutig, worüber die Eltern sich todtlachen wollten. Ferner hatten sich zwei sehr verzogene, nervöse Töchterchen eines Fabrikanten unter ihrer Leitung sehr wesentlich gebessert. Kurzum, sie schien zu den besten Erwartungen zu berechnen, und Dank einer verständigen Abwechslung in der Behandlung der Lehrgegenstände brachte sie es in der That so weit, daß die Unterrichtsstunden ziemlich ungestört verliefen.

(Fortsetzung folgt.)





Die Hoh-Königsburg bei Schlettstadt im Elsaß.

Der Doppelgänger.

Autorisierte Uebersetzung nach dem Französischen des A. Delvallé.
Von A. Friedheim.

Nachdem der Fremde sich die Wohnung genau angesehen, ging er in das Bureau des Hausverwalters, gab ihm seine Karte und sagte: „Ich bin also entschlossen zu miethen, morgen werde ich kommen und den Kontrakt unterschreiben, und da die Wohnung frei, so steht wohl meinem baldigen Einzug nichts entgegen?“

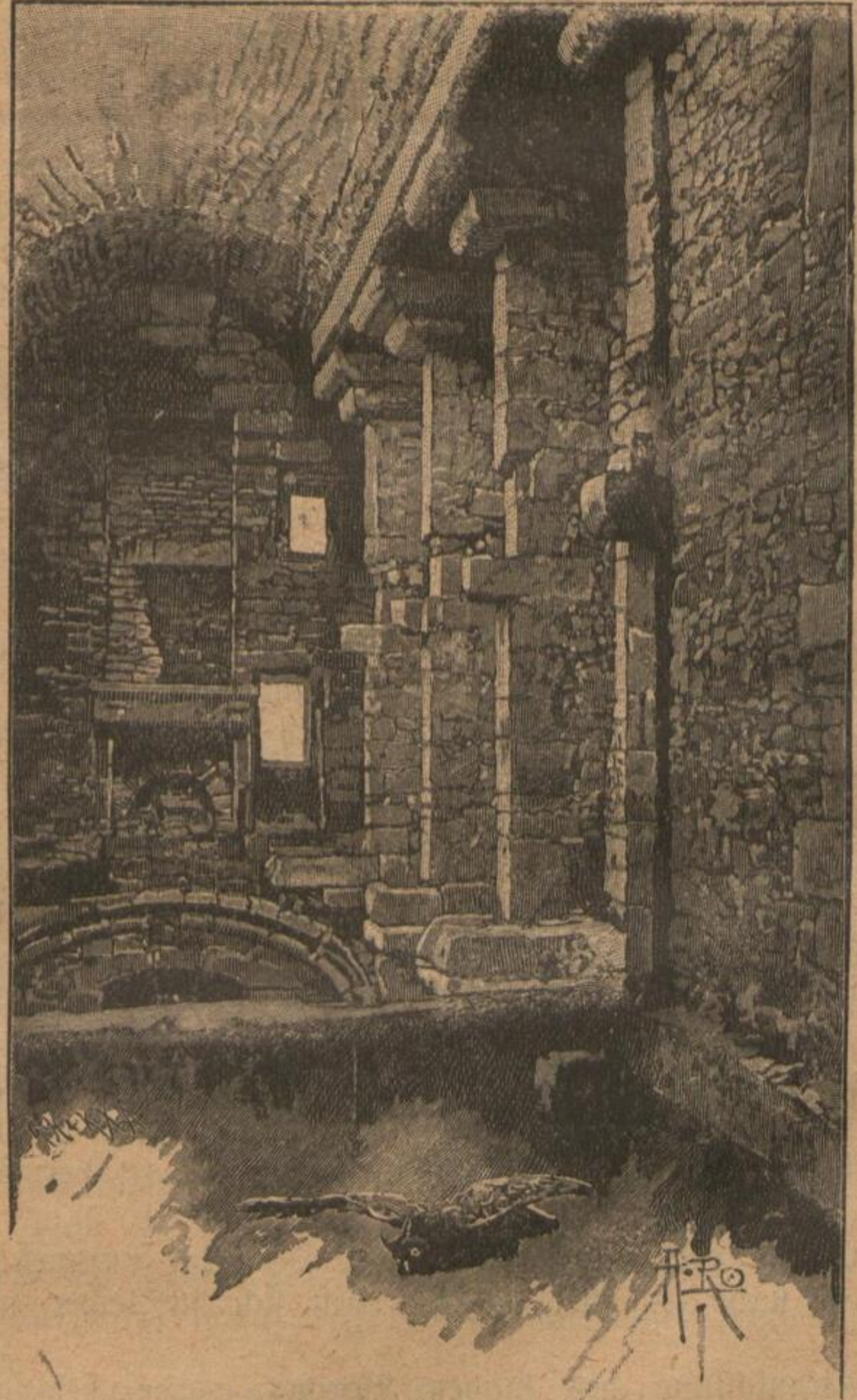
„Wie Sie wünschen,“ sagte die Verwalterin und las auf der Karte den Namen des zukünftigen Hausbewohners. Aber kaum sah sie, was auf der Karte stand, als sie mit grenzenlosem Erstaunen und einem halb verlegenen Lächeln, wie jemand, der nicht auf einen schlechten Scherz hereinfallen will, den vor ihr Stehenden ansah.

„Also wirklich,“ fing die Frau an, „Sie heißen wirklich —?“

„Anton Labrik, jawohl! Finden Sie dabei etwas Auffallendes?“



Ein Theil des inneren Hofes.



Thurm mit Burgverließ.

„Ja, sogar etwas sehr Auffallendes — und ich glaube, Sie wollen sich über mich lustig machen.“

„Mich über Sie lustig machen?“

„Ja, denn — der Name Labrik —“

„Nun, was ist denn dabei so Eigenthümliches?“

„So — so hieß der Miether, der vor Ihnen in der Wohnung war und — sogar der Vorname ist derselbe.“

„Kaum möglich!“

„Ja, wahr und wahrhaftig, Herr — ich kann es noch gar nicht glauben!“

„Sie werden es doch aber glauben müssen. Zwischen jenem Anton Labrik und mir können gar keine Beziehungen sein, denn ich habe keine Verwandte. Aber es kann darum doch zwei des Namens in der weiten Welt geben.“

„Es scheint beinahe so. Hat der Herr Familie?“

„Nein, ich bin Junggeselle — habe nur eine alte Haushälterin. Sie können sich übrigens erkundigen.“

„Nicht nöthig, Herr! Nur eine Bedingung stellt der Wirth: die Miethen muß pränumerando bezahlt werden, denn —“

„Ah, wohl weil —! Sollte der andere derjenige gewesen sein, welcher —?“

Die Verwalterin nickte bejahend.



Erwartung. Nach einem Gemälde von G. Barison in Triest.

„So so! Nun kann ich mir auch denken, warum der Name meines Doppelgängers nicht gerade eine gute Empfehlung für mich ist; aber es macht nichts — ich zahle pünktlich.“

Anton Labrik war ungefähr vierzig Jahre und hatte sich sein Leben philosophisch richtig gestaltet. Das bescheidene Erbtheil seines Vaters genügte seinen Ansprüchen oder vielmehr er hatte dieselben danach eingetheilt. Namentlich nachdem er auf eine Neigungsheirath Verzicht geleistet, hatte er sich in das einsame Junggesellenleben geschickt und hatte nur wenige, aber wirkliche Freunde, die seinem bedeutenden Talent als Blumenmaler großes Interesse entgegenbrachten.

Anton Labrik hätte sein Talent sogar praktisch verwerthen können, denn durch seinen intimen Freund, den Justizrath Raymond, war er ihm von einem Fächerfabrikanten Angebote gemacht worden. Aber Anton Labrik brauchte sein Talent nicht als Erwerbsmittel auszunutzen und vertrieb sich nur aus Liebhaberei die Zeit damit; es war ihm Lohn genug, wenn er durch ein Geschenk Freude und Dank erntete.

Ungefähr acht Tage hatte Anton Labrik sich nun schon ganz behaglich in der neuen Wohnung eingerichtet als eines Morgens die alte Haushälterin, die schon fünfzehn Jahre in seinem Dienst war, ihm einen Brief brachte.

Die Handschrift war Anton fremd und er las:



Badescene am Lido.

„Lieber Freund!

Gestern habe ich im Klub scheußlich Pech gehabt. Ich sitze für die nächsten Tage ganz auf dem Trockenen. Schick mir etwas von dem Geld, das ich Dir geborgt, wenn auch nicht alles — ich glaube, es waren 500 Francs — so doch wie gesagt etwas. Ich rechne bestimmt darauf. Dein Gaston Verlo.“

„Gaston Verlo? — 500 Francs?“ sagte Anton Labrik, aber gleich darauf rief er lachend: „Aha, ich vergaß den anderen Anton Labrik! Dem gilt das entschieden!“

Dann nahm er eine Feder und schrieb auf das Couvert: „Aus Versehen geöffnet, bin nicht der Adressat!“ und im Fortgehen gab er den Brief beim Portier ab, damit der ihn dem Briefträger aushändige.

Anton Labrik lehrte ruhig und vergnügt an seine Malerei zurück.

Zwei Tage später las er seine Zeitung, als es heftig an der Thür klingelte und gleich darauf lautes Sprechen bis ins Zimmer drang.

Anton ging hinaus und stand einem großen Herrn mit Vollbart gegenüber, der, ohne den Hut zu lüften, kurz und barsch fragte: „Herr Anton Labrik —?“

„Der bin ich — Sie wünschen? Ich kenne Sie nicht, mein Herr, aber —“

„Kein ‚Aber‘, bitte — wo ist Anton Labrik, der feige Mensch, der die Leute beleidigt und dann Satisfaktion verweigert?“

„Verzeihung, ich bin Anton Labrik, und wenn Sie mich ruhig anhören wollen —“

„Ruhig, ruhig! Dazu bin ich nicht gekommen — und was liegt mir an Ihrer Erklärung — mit Ihnen habe ich nichts zu thun —“

Und der Aufgeregte polterte die Treppe schon wieder hinab, während die alte Wirthschafterin ganz verängstigt meinte: „Herr Anton, wir werden wohl ausziehen müssen!“

„Sehr angenehm ist das gerade nicht, und wenn sich derartiges wiederholen sollte — nun, wir werden ja sehen!“

Was er sah, war drei Tage später ein Gerichtsvollzieher, der ihm einen Pfändungsbefehl vorwies; aber der Mann nahm bald Vernunft an. Nun folgten zwei ganz ruhige Wochen für Anton Labrik, so daß er schon glaubte, mit dem Vorleben seines Doppelgängers nichts mehr zu thun zu haben. Aber er sollte sich irren. Wieder kam ein Brief, den er der Handschrift nach von der Justizräthin Raymond glaubte; doch als Anton ihn geöffnet, las er:

„Anton! Wenn Du an die glücklichen Stunden denkst, die wir zusammen verlebt, kannst Du mir eine Unterredung nicht abschlagen. Ich muß Dich sprechen und komme morgen um vier Uhr zu Dir. Lucie.“

„Lucie!“ wiederholte Anton und hielt den Brief geöffnet in der Hand.

Der Name gehörte in seine Kindheits Erinnerungen. Die Jugend tauchte vor Anton wieder auf; er hatte als Knabe mit einer kleinen

Lucie gespielt, die Neigung der Kinder hatte sich mit den Jahren gefestigt und war zur innigen Liebe geworden, bevor die Beteiligten sich noch klar wurden, daß ihre Hoffnungen nie in Erfüllung gehen würden.

Lucies Vater war der reichste Bürger in der kleinen Heimathstadt Anton Labriks. Er glaubte, daß der junge Mann nur um die Mitgift werbe, wollte einen wohlstuirten Schwiegersohn, und Anton, der einsah, daß sein Werben als Berechnung ausgelegt wurde, zog sich gekränkt zurück, um sich nie wieder einem jungen Mädchen als Freier zu nähern.

Die Lucie, die diesen Brief geschrieben, konnte ganz gewiß nichts mit der anderen gemein-

sam haben. Anton hatte gehört, daß sie sich verheirathet habe, Mutter sei und in glänzenden Verhältnissen lebe. Dennoch erregte ihn diese zufällige Namensgleichheit. — „Lucie — Anton“, wie schön hatte er sich die enge Zusammengehörigkeit dieser Namen einst gedacht und unwillkürlich überkam ihn eine weiche Stimmung.

Anton fragte sich, was er mit dem Brief beginnen solle. Es war keine Adresse angegeben, ein Rücksenden also unmöglich. Er mußte die Betreffende ruhig kommen lassen und sie dann wieder fortschicken — und übrigens, was konnte das für eine Frau sein, die einen so wenig gut beleumundeten Menschen, wie der andere Anton Labrik es war, noch an die ‚glücklichen Stunden‘ erinnerte!

Punkt vier Uhr am folgenden Tage klingelte es und Anton Labrik hörte, wie im Korridor nach ihm gefragt wurde und daß die Haushälterin die Thür zum Nebenzimmer öffnete. Gleich darauf sah Anton eine Dame auf sich zukommen. Sie mochte vielleicht zweiunddreißig Jahre sein, sah äußerst distinguiert aus, war sorgfältig, aber einfach gekleidet und auf dem blassen Gesicht lag ein Ausdruck der Angst und Sorge.

Als Anton Labrik ihr entgegentrat, stieß sie einen leichten Ruf des Erstaunens aus und wich einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ stotterte sie, „ich glaubte — ich dachte —“ und erröthend schwieg sie.

„Bitte, gnädige Frau, erschrecken Sie nicht; wenige Worte werden Ihnen das Mißverständnis, das für Sie, wie begreiflich, sehr unangenehm ist, aufklären,“ und Anton theilte die Zufälligkeit der gleichnamigen Miether mit.

Röthe und Blässe wechselten bei seiner Rede auf dem Gesicht der Dame, und als Anton schwieg, sagte sie: „Herr Gott — mein Herr, was müssen Sie dann von mir denken!“

Anton Labrik machte nur eine ablehnende Bewegung und die Dame sagte erregt: „Ich muß Sie bitten, auch von mir einige Worte der Erklärung anhören zu wollen, damit Sie nicht über mich den Stab brechen. — Den ich hier zu finden glaubte, ist mein Mann! Und nun verzeihen Sie diese Störung, ich will Sie nicht länger belästigen,“ und damit stand die Dame auf.

Die schlanke Gestalt schwankte und wie nach einer Stütze suchend, tastete die Hand der Dame nach der Stuhllehne. Anton, dessen Mitgefühl erwacht, sah, daß die Dame mit einer Ohnmacht kämpfte, und bat dringend, noch zu warten und sich zu erholen.

„Nein wirklich, mein Herr,“ stotterte die Dame, „ich kann, ich darf nicht —“

„Gnädige Frau, bitte bedenken Sie, daß Sie bei einem Ehren-

und sie hatte einen letzten Versuch an des Vaters Herz machen wollen, hatte sich mühselig die Adresse des Mannes verschafft oder doch geglaubt, sie sich verschafft zu haben, hatte ihm geschrieben — und nun fand sie nicht ihn — wo war er?

„Er hat seinen Aufenthalt hier nicht angegeben,“ sagte Anton, „aber vielleicht lassen sich Nachforschungen anstellen,“ und er erbot sich selbst dazu, erbot sich auch, falls er von Stunden in seinem Bekanntenkreis etwas höre, an sie zu denken — „falls die Dame so freundlich sein wolle, ihm ihre Adresse zu überlassen.“

Sie nannte ihm ihre Wohnung, dankte bewegt und ging.

Anton schloß sich darauf in sein Atelier ein, zum großen Mißbehagen der Haushälterin, die sehr gern über den Besuch ihre Ansicht ausgesprochen hätte.

(Schluß folgt.)



Maler am Adriastrand.

mann sind, und erlauben Sie, daß ich Ihnen durch meine Haushälterin ein Stärkungsmittel reichen lasse.“

Gertrud erschien, und als die Dame sich erholt, kam die unterbrochene Unterhaltung wieder in Gang. Die junge Frau konnte nicht anders, als einige Erklärungen über sich zu geben. Anton hörte ihr voller Interesse zu und das um so mehr, da die Jugendjahre dieser anderen Lucie und des anderen Anton den seinigen so ähnlich waren. Doch bald wurde ein Unterschied ersichtlich, der Anton in seinen eigenen Augen hob. Lucie war als reiche Waise zurückgeblieben und Anton, der arm war, hatte das reiche Mädchen gleich nach der Mündigkeit trotz des Einspruches der Verwandten geheirathet, um dann das Vermögen der Frau durch sein tolles Leben in alle Winde zu zerstreuen und die Familie in Noth zu stürzen. Die Frau hatte muthig den Kampf um die Existenz aufgenommen, sie gab Stunden, arbeitete für Geschäfte und hätte sich wohl durchgeholfen, wenn sie allein gewesen wäre; aber sie hatte ein zartes Kind, das die sorgfältigste Pflege beanspruchte. Man hatte ihr gerathen, vor dem vollständigen Ruin die Scheidung zu beantragen; doch in der Hoffnung, daß der „Unbesonnene“, wie sie den Gatten nannte, reumüthig zu den Seinen zurückkehren, für sie arbeiten würde, hatte sie sich des Kindes wegen nicht dazu entschließen können. Nun war das Kind aber sichtlich schwächer und schwächer geworden

Unsere Bilder.

Aus den italienischen Seebädern. Das vielgepriesene Klima des schönen Italien verdankt den Ruf, den es bei uns genießt, hauptsächlich den Herbst- und Frühlingsmonaten. Der Winter aber, der unsere Fluren mit Eis und Schnee überzieht, läßt auch in Italien viel zu wünschen übrig, und kommt erst der Sommer, dann meiden nicht nur alle Fremden die Inlandstädte der transalpinen Halbinsel, auch von den Italienern selbst bleiben nur jene zurück, denen es die Umstände nicht gestatten, den Sonnengluthen den Rücken zu kehren. Viele wenden sich nach der benachbarten Schweiz, aber gerade so wie bei uns, sind in den letzten Jahrzehnten auch in Italien die Seebäder immer mehr in die Mode gekommen, und man ahnt gar nicht, welche Menge von reizenden, amüsanten Badeorten rings um die Halbinsel entstanden sind. Der Lido, Livorno, Viareggio stehen jetzt an der Spitze der modernen italienischen Bäder. Ganz besonders ist der Lido, von dem wir heute einige Ansichten bringen, Mode geworden, weil die reizende Lagune an der Adria am nördlichsten gelegen ist, dann, weil eben die Lagune und ihre Nachbarstadt Venedig, diese Perle der Adria, sozusagen eins sind. Nach dem Lido gehen, heißt so viel, wie auch Venedig einen Besuch abstatten. Man kann in der alten, herrlichen Dogenstadt wohnen und auf dem Lido baden — zehn Minuten Dampferfahrt durch die Lagunen, und man hat das eine oder das andere.

Kleine Zuschauer. Vier Baugäste führt uns unser Maler vor. „Entree“ zahlen die kleinen Bächte nicht, denn Papa hat ihnen kategorisch

das nötige Kleingeld verweigert; dafür bringen sie aber eine desto ungeheuerliche Bewunderungsfähigkeit mit. Er grenzt an Andacht, dieser Blick, mit dem das vierblättrige Aleeblatt den Künstler am Trapez trotz des unbequemen Platzes verfolgt. Hoffentlich wird die Begeisterungslust der Kleinen bald ein würdigeres Feld zur Bildung ihres künstlerischen Geschmacks finden.

Der italienische Physiker Marconi ist bekanntlich im Jahre 1897 mit einer neuen Anwendung jener elektrischen Schwingungen hervorgetreten, die durch Prof. Herz untersucht und erkannt wurden. Nach Maxwell und Herz sind die elektrischen und magnetischen Wellen ebenso wie die Lichtwellen der Zurückwerfung unterworfen. Auf dieser Thatsache baute Marconi seine Versuche auf. Er stellte in einer Entfernung von zwei Kilometern zwei Spiegel mit in bestimmter Weise gekrümmten Flächen auf und erzeugte nun sehr kurze elektrische Wellen, die von einem schwachen Strom ausgehen und von hoher Schwingungszahl waren. Diese wurden auf den ersten Spiegel geworfen und auf den zweiten reflektiert. Hier gelang es durch Verbindung des Spiegels mit einem Apparat, der die Bewegungen dieses Spiegels verstärkte, die reflektierten Wellen aufzufangen und sichtbar zu machen, und zwar in Gestalt von Morsezeichen. Es ist später gelungen, auch den Huges'schen Apparat durch die Marconische Vorrichtung in Thätigkeit zu setzen und so eine „Telegraphie ohne Draht“ zu schaffen, die im neuen Jahrhundert vielleicht eine sehr große Bedeutung gewinnen wird. Vor kurzem hat Marconi Depeschen ohne Draht über zweihundert englische Meilen weit gesandt nämlich von Kap Vizard nach St. Catherine auf der Insel Wight.



Marconi.

Die Hohenkönigsburg. „Das Schönste an Ruinen ist, daß sie Ruinen sind“ — dieses Dichterwort scheint neuerdings seine Geltung zu verlieren. Nach erregten Debatten hat der Reichstag eine Beihilfe zur Wiederherstellung der Hohenkönigsburg bewilligt, ebenso hat der elsässische Landesausschuß eine bedeutende Summe dazu zur Verfügung gestellt, und so wird denn die Restaurierung unter der Leitung des dazu berufenen Architekten Bodo Ebhardt bald beginnen. Die Hohenkönigsburg ist unter den zahlreichen Burgruinen des Elsaß die bedeutendste. Sie liegt bei Schlettstadt, hoch auf dem Kamm des Gebirges und beherrscht die ganze Rheinebene bis zum Schwarzwald und den Schweizer Bergen. Ihre Anfänge sollen bis in die Römerzeit zurückreichen, urkundlich wird sie aber erst im Jahre 1238 erwähnt. Damals gehörte sie den Grafen von Elßaß, in der Folge hat sie aber ihre Eigentümer sehr oft gewechselt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war sie in den Besitz Kaiser Karls V. gelangt, 1533 wurde Franz von Sickingen mit ihr belehnt, endlich wurde sie von der reichen Patrizierfamilie der Augsburger Fugger erworben; 1633 wurde sie von den Schweden zerstört. Die Ruine, die mit der Zeit immer mehr verfiel, gelangte zuletzt in den Besitz der Stadt Schlettstadt, die sie dem Kaiser zum Geschenk machte.

Erwartung. Nicht die fieberhafte Erwartung führt uns Bariton in seinem Bilde vor, sondern die frohe, berechnete Erwartung, die weder zittert, noch bangt, und mit ruhiger Zuversicht dem Augenblick des Glücks entgegensteht. Ein wenig Ungebuld liegt neben der Vorfreude in dem reizenden Antlitz der jugendfrischen Gestalt; trotz der eleganten Dinner-Toilette ist sie bis an die äußerste Grenze des Parkes geeilt, um nach dem Geliebten auszuspähen. Daß sie nicht lange zu harren braucht, ist wohl gewiß.

Allerlei.

Der König und sein Stiefelflicker. Nach der Einnahme von Schweidnitz am 9. Dezember 1762 eilte Friedrich der Große in großen Tagemärschen, ohne auch nur ein einziges Mal Rasttag zu halten, nach dem sächsischen Erzgebirge, wo sein Bruder Heinrich durch den österreichischen General Serbelloni hart bedrängt wurde. Als er gleich bei seiner Ankunft eine Musterung seiner Regimenter vornahm und an einer Front entlang schritt, sah er, daß ein alter Fahnenflicker unverwandt auf seine Füße blickte. „Was hat er mich so anzugucken?“ frug Friedrich. — „Es wird Zeit,“ sagte der Alte treuherzig, „daß Ew. Majestät Frieden machen, denn mit den Stiefeln geht das wohl nicht lange mehr!“ Er deutete auf die Stiefeln des Königs, die vorn aufgeplatzt waren und die Fäden hindurchschimmern ließen. „Dafür wird's doch wahrhaftig einen Doktor geben,“ replizierte der König und frug, ob kein Schuster unter den Soldaten sei. Es meldete sich der Regimentsattler, der im Nothfalle die Stelle eines Schuhflickers zu vertreten pflegte, mit dem Anerbieten, die Stiefeln des Königs, so gut er vermöchte, auszubessern. Dem Attler wollte jedoch die Arbeit nicht so recht von der Hand gehen, ungeduldig saß der König in den Strümpfen auf einem Felddraine und schaute der Flickerei zu. „Geh Er nur her,“ rief endlich dem König der Geduldsfaden, „es muß auch so geh'n!“ Doch der Attler ließ sich nicht beirren und sagte: „Ew. Majestät befinden sich jetzt in meiner Gefangenschaft und müssen sich noch fünf Minuten gedulden. Seien Sie froh, daß nur der Stiefel und nicht das Bein zu kuriren ist, das würde noch viel länger dauern!“ — „Na, werde Er mir nur nicht ungnädig,“ lachte Friedrich, „ich merke wohl — Schuster und Doktors verstehen keinen Spaß, wenigstens so lange man unter ihren Händen ist.“ Nach fünf Minuten hatte der Monarch das Schuhwerk wieder an den Füßen. „Wenn wir erst wieder in Berlin sind,“ sagte er, seinem Helfer die Hand reichend, „so soll Er mein Hoffschuster werden!“

Ein von Zwergen betriebenes Hotel. Vielleicht das merkwürdigste Hotel der Erde ist eines in der Ortschaft White Plains im Staate Newyork, das ausschließlich von Zwergen betrieben wird. Der Eigentümer ist „Admiral Dot“, der von seinem Auftreten in Zirkussen und Variétébühnen her weit bekannt ist. Jetzt 30 Jahre alt, ist er nur 79 Zentimeter groß. Der Wüffetier ist etwas größer und hat sich früher ebenfalls öffentlich zur Schau gestellt. Dem Besitzer zur Seite steht seine 78 1/2 Zentimeter große Gattin, angeblich die hübscheste Zwergin der Erde. Das niedliche Paar hat eine 2 Jahre alte Tochter, die allerdings schon 50 3/4 Zentimeter groß ist, ihre Eltern später an Körperlänge aber kaum übertreffen dürfte. Ein anderer kleiner Bursche ist der Oberkellner im Speisesaale, der 72 1/2 Zentimeter Höhe hat. Alle Genannten sprechen geläufig deutsch und englisch und betreiben ihr Geschäft in einer Weise, die alle Konkurrenten neidisch macht. Neben seiner Mitgliedschaft mehrerer geschlossener und Bergnügungsgesellschaften ist Admiral Dot auch noch zweiter Führer der Feuerwehr und stets der erste zur Stelle, wenn die Sturmglocken ertönen. Er trägt die gebräuchliche Feuerwehruniform und hat seine jetzige Stellung nur seinem Muth und seiner Tüchtigkeit bei früheren Brandfällen zu verdanken.

Meteorologisches. Bei einem Naturforscher, der sich namentlich mit Witterungskunde (Meteorologie) beschäftigte und durch seine Wetteranagen (Prognosen) berühmt war, erschien ein junger Mann, der die Bekanntschaft des Gelehrten machen wollte, zu einer Zeit, als gerade große Trockenheit und Dürre herrschte. Beim Abschiednehmen machte der Besucher so viele Komplimente, daß er ein vorzügliches Wetterglas, das irgendwo lehnte, von seinem Standort herunterwarf; natürlich ging es in tausend Trümmer. Der junge Mann erschöpfte sich in Entschuldigungen; der liebenswürdige Besitzer des zerbrochenen Barometers aber tröstete ihn mit den Worten: „Lassen Sie es sich nicht anfechten, nun werden wir ja wohl endlich Regen bekommen, denn so stark wie jetzt ist mein Wetterglas noch nie gefallen.“

Magisches Quadrat.

Die nachfolgenden Buchstaben:

d	d	d	e
e	e	e	e
h	n	o	o
r	r	s	s

sind so zu ordnen, daß sie von links nach rechts und von oben nach unten gelesen, in den korrespondirenden Reihen gleiche Worte ergeben.

Die vier Reihen ergeben dann folgende Worte:

1. Ein Kleidungsstück.
2. Ein Fluß in Deutschland.
3. Ehemaliges geistliches Gericht.
4. Ein Planet.

Herz-Rebus.



Logogryph.

Ich nenne eine Leidenschaft,
Die klug gezähmt durch Wissenschaft
Nicht Leiden, sondern Freuden schafft.
Nimm mir den Kopflaut,
So bin ich, was freudig erschaut
Der Mann, der dem Meere vertraut.
Doch eh' er kann landen,
Wurd' er zu Schanden,
Wenn nicht des Leuchthurms Licht
Strahlend sich dorten bricht,
Wo, was er freudig ersehnt
Und schon so nahe gewähnt,
Kopfloß sich dehnt
In's Meer hinaus!

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Rebus: Das Backen und Freien geräth nicht immer;
des Räthfels: Buchstabe S.

Verantwortlicher Redakteur: Rudolf Elcho in Berlin.

Gedruckt und herausgegeben von „Gutenberg“, Druckerei und Verlag, Actien-Gesellschaft, Berlin W., Köpenickerstraße 105.
Papier aus den Papierfabriken in Friedland, Regierungsbezirk Breslau; Comtoir in Berlin W., Köpenickerstraße 105.